

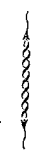
Festrede
auf der Universität zu Berlin

am 15. October 1859

gehalten

von

A. BOECKH.



Berlin.
Gedruckt in der Druckerei der Königl. Akademie
der Wissenschaften.
1859.

Zum drittenmal, hochansehnliche Versammlung, ist uns diese heutige Feier der Geburt des geliebten Königs weniger ein Freuden- als Trauerfest. Als er in der Fülle der Gesundheit und Kraft durch hohen königlichen Sinn wie durch Milde und Güte und Herablassung, durch seine jedem Theile des Staates und der Regierung zugewandte Aufmerksamkeit, durch seinen Deutschen Sinn, in welchem er auch das weitere Gesamtvaterland, obwohl unter den Wirren der Zeit ohne den ersuchten Erfolg, fester, einiger, volkstümlicher zu gestalten bestrebt war, durch die rege Theilnahme an allem, was die geistige Entwicklung der Menschheit und zunächst des Vaterlandes fördern kann, und an dem, was uns an dieser Stelle zunächst liegt, an Wissenschaft und Kunst, als er hierdurch und durch alle edlen Gaben des Geistes und Gemüthes die Verehrung und Liebe des Volkes, die von seinen Ahnen und Vorfahren auf ihn vererbt war, befestigt hatte, stand er ungeachtet frevelhafter Angriffe der Verblendung und des Wahnsinnes gegen die geheiligte Person, bereidenswerth unter seinen Mitfürsten, und mit erhobenen Herzen und fröhliches Muthes begingen wir den Jubeltag des Landes und dankten dem Geber alles Guten für das dem König und dem Volk angediehene gemeinsame Glück. Wir wissen, daß alles Irdische hinfällig und vergänglich ist: aber am schroffsten stellt sich die Schwäche der Sterblichen ihrer Gewaltigkeit gegenüber an den mächtigsten dar. Ein herbes Schicksal oder in dem beruhigenderen Sinn unseres trostreichen Glaubens gesprochen, der unerforschliche Rathschluß der

4
Vorsehung hat es anders gewollt als wir hoffen und jederzeit, insbesondere aber an dieser Geburtsfeier alljährlich flehen. Der geliebte König lebt, aber er wirkt nicht; er trägt die Krone, aber er herrscht nicht: hier, vor den Stufen des Thrones, tritt uns gewaltig als irgendwo der alte Spruch ins Bewußtsein: Schattens Traum der Mensch. Allen getreuen Unterthanen ziemt Ergebung in das allgemeine Weh des Landes: denn solches Leiden des Oberhauptes ist eine gemeinbare Landesnoth. Soviel eine Linderung unserer Betrübnis dankbar und möglich ist, giebt sie uns allerdings der Gedanke, daß das Gesamtwohl gewahrt ist in den Händen des erhabenen Prinzen Regenten, des treuen und liebreichen königlichen Bruders, der die Wünsche und Bedürfnisse des Volkes kennt und ehrt, der mit zarter Hand die Wunden des Staates heilt und dessen Ansehen aufrecht erhält. Aber wie verbunden auch unsere Herzen dem König sind: das engste und innigste Band ist das Familienband, und für diesen Kreis der Familie ist jener Trostgrund unzureichender als für die anderen Glieder des Staats. Und in der Familie ist die Gattin: dem Gatten die nächste. Die Genossin der einträchtigsten Ehe, einer Ehe wie sie selten den Thron schmückt, geschlossen und geführt in der innigsten Zusammenstimmung der Seelen, sie die hohe Frau, die liebevolle Pflegerin des Gemahls, die fromme Dulderin, sie stärke Gott in dem tiefen Leid und gebe ihr die Kraft zum Tragen und Überwinden. Birgt doch sogar Schmerz und Trauer in ruher und harter Schale einen bittersüßen Kern wehmüthiger Befriedigung für den, der ihn zu kosten weiß, für das rein und harmonisch gestimmte, in sich und seinem Gott beruhigte Gemüth. Wiederum vor kurzem hat der Allgütige seinen frommen Verehrer aus nächster Lebensgefahr errettet; möge er ihm mehr und mehr der Stärkung und Erholung zu Theil werden und den Lauf der Natur, sehnlichen Wünschen entsprechend, das möglichst beste herbeiführen lassen.

Während der beklagenswerthen Krankheit des Königs, und zwar in dem letzten der Jahre, die wir an dieser Stelle mit Recht von Geburtstag zu Geburtstag des Trägers der Majestät zählen, haben sich wie einige Jahre vorher die Europäischen Verhältnisse durch einen blutigen Kampf so verwirrt, daß eine allgemeine Erschütterung zu befürchten schien, die das Deutsche Vaterland sehr nahe bedrohte. Die Gefahr ist zunächst vorübergegangen. Aber Deutschland und Italien liegen noch in inneren Wirren. Deutschland hat die Einheit, welche die nothwendige Bedingung seiner Blüthe und Macht und seit langer Zeit der Wunsch der Vaterlandsfreunde ist, ein Wunsch, der sonst ein Staatsverbrechen schien, jetzt aber vielfältig und meist ohne Gefahr ertönt, nur sehr unvollkommen in einem Bunde, dessen Wirksamkeit nur von wenigen befriedigend gefunden wird; oder vielmehr hoffen nur wenige Vaterlandsfreunde noch etwas von dieser Bundesform. Italien ähnlich zerrissen strebt mit der Einheit zugleich nach der politischen und geistigen Freiheit, welche wenigstens in der Mehrheit der Deutschen Länder eingermalsen verwirklicht ist. Ob dieses Land von uralter Bildung, einst weltherrschend, dann mannigfach herabgewürdigt und geknechtet, nunmehr in einem Staatenbunde nach Deutschem Zuschnitt oder irgendwie sonst sein Heil finden werde, mag dahin gestellt bleiben: uns berühren die Schicksale des eigenen Vaterlandes näher und stärker. Wie wenig die jetzigen Verhältnisse auch nur für dessen Sicherheit nach außen genügen, hat sich wenn nicht schon früher, doch jetzt bei herannahender Gefahr gezeigt; es entstanden Uneinigkeiten und Zerwürfnisse über Zerwürfnisse. Auch im Innern der Staaten sind deren genug vorhanden. Die vorsichtige Haltung unserer Regierung in Rücksicht auf Deutschland, nicht auf dynastischen außerdeutschen Besitz, hat ihr in Deutschland selber bittere Anfechtungen und Schmähungen zugezogen, bis endlich aus der Anfeindung wiederum

das Gegenheil entsprungen ist, die Überzeugung der eifrigsten Vaterlandsfreunde, nur unter Preußens oberster Führung könne der Bund zum Wohle des großen Volkes unbeschadet seiner Freiheit Thatskraft und Macht erlangen. Wenn es meines Erachtens allerdings unangemessen wäre über diesen hochwichtigen Gegenstand heute und hier eine eigentlich politische Rede zu halten oder gar eine Philippika wider Preußens Gegner, über die wir uns trösten können, weil Neid besser als Mitleid ist; so muß es dennoch gestattet sein an die Stimmungen der öffentlichen Meinung in dem abgelaufenen Jahre anzuknüpfen, um Ihnen, hochgeehrte Anwesende, nicht einen Vortrag zu bieten, der ganz in der Luft stehend ebensowohl an jedem anderen Orte und zu jeder anderen Zeit gehalten werden könnte. Ist bereits vor bald elf Jahren dem erhabenen König Friedrich Wilhelm dem Vierten, eben auch nicht ohne vorausgegangene Schmähungen, die Deutsche Kaiserkrone angetragen worden, und wollen auch jetzt wieder viele Stimmen Preußen an die Spitze Deutschlands gestellt wissen; so muß dieser Staat doch etwas mehr als ein Militärstaat sein, wie man ihn sonst zu bezeichnen pflegte: denn ein solcher kann solche Anziehungskraft nicht üben, und Österreichs Heeresmacht ist so groß, daß aus der Stärke der unsrigen sich eine Hinneigung zu Preußen nicht begreifen läßt. Nein, Preußen ist durch seine letzten Herrscher auf eine andere Stufe erhoben worden: es ist ein ganzer und voller Staat, in welchem alle besonderen Lebensrichtungen gleichmäßig vertreten sind, Bürgerthum und Kriegerthum, und beide in innigster Durchdringung und Einigkeit, Gewerbfleiß und Handel, das geistigere und innerlichere religiöse, künstlerische und wissenschaftliche Leben; und gekrönt ist diese Verschmelzung durch die politische Freiheit und deren Gewähr in der Verfassung, die eine Wahrheit zu werden begonnen hat. Dies ist das großartige Verdienst theils des hochseligen Königs Friedrich

Wilhelms des Dritten theils unseres theuersten Königs Friedrich Wilhelms des Vierten. In allen diesen Hauptbeziehungen muß wohl Preußen als der Träger des Deutschen Sinnes und Geistes dem mächtigen Kaiserstaat gegenüber erscheinen. Seine Heeresordnung ist eine volksthümliche, für die Befreiung Deutschlands neu geschaffene; seine Handels- und Gewerbsverhältnisse sind nicht aus der Gemeinschaft der Deutschen ausgeschiedene, vielmehr hat Preußen zuerst die meisten Deutschen Staaten in dem Zollverein für diese Richtung geeinigt. Aber in dem Geistigen, wird man sagen, kann Preußen sich nicht einen Vorzug unter den Deutschen anmaßen. Ich meines Ortes bin auch weit entfernt von der Hoffart und Selbstgefälligkeit, diesem Lande wie die Franzosen dem ihrigen vorzugsweise die Intelligenz zuzuschreiben und die Verdienste anderer Deutschen Stämme, Fürsten und Staaten schmälern zu wollen. Deutschland hat viele Glanzpunkte der Wissenschaft und Kunst, und namentlich die letztere hatte in Dresden und München schon weit strahlende Mittelpunkte als dafür in Berlin noch sehr dürftig gesorgt war: ja wenn irgend etwas dem Kleinstaatischen das Wort reden könnte, so wäre es dieses, daß jene Zerrissenheit in Deutschland eine Vielheit geistiger Sonnen hat entstehen lassen, die näher und ferner Licht und Wärme verbreitet haben. Auch ist Preußen selbst, sogar nachdem es groß geworden war, nicht immer auf der Höhe der Intelligenz geblieben, sondern hat wie im Politischen so hierin Schwankungen und Hemmungen erfahren, die vielleicht sogar zuträglich sind, damit der Strom nicht zu rasch ablaufe, und am Ende doch wieder den Fortschritt herbeiführen, weil durch die Dämmung der Andrang gespannt wird. Der kleine Nachbarstaat, aus dessen Fürstenhause zwei edle Frauen dieses Reich schmücken, hat in der That eine Zeit lang die geistige Hegemonie Deutschlands geführt, und gegen die Idealität und Genialität des wissenschaftlichen und

dichterischen Lebens von Jena und Weimar hat das damalige gelehrte Berlin sehr im Schatten gestanden. Dennoch darf man behaupten, daß die Pflege der geistigen Entwicklung in unserem Staate wesentlich zu seiner Hervorrangung in Deutschland beiträgt, ja sogar eine politische Anziehungskraft in dem Maße übt als das Gegenheil derselben abtödt. Ist doch die Zeit vorüber, da man die Wissenschaft entweder nur als eine Zierde der Monarchien oder als Mittel zur Heranbildung der Beamten und Praktiker, der Religionsdiener, Ärzte, Richter und Anwälte und dergleichen ansah, und sie mit ängstlicher Besorgnis besonders von der Politik fern halten wollte: sie ist ein alles ergreifendes und alles durchdringendes Lebenselement geworden, ihr Leben geht mit dem politischen Hand in Hand, wenn gleich der Jünger der Wissenschaft sich nicht anmaßen soll Meister der Politik sein zu wollen; die Freiheit der Wissenschaft ist von der politischen fast unzertrennlich, und die Deutsche Wissenschaft ist eine Trägerin des Deutschen Geistes, der Geist bildet aber und gestaltet auch den Staat. Diese Erwägungen und Friedrich Wilhelm des Vierten preiswürdige Förderung des geistigen Lebens in seinem Reich und die Verkettung der bewegten Zeit seiner Regierung mit den volkstümlichen Bestrebungen in Deutschland veranlassen mich heute einige Blicke zu werfen auf Preußens Stellung in dem wissenschaftlichen Leben Deutschlands, soweit in so kurzer Zeit gleichsam auf einem flüchtigen Streifzug ein so weites Feld durchgemessen werden kann. Rechts und links muß ich vieles liegen lassen, besonders die höheren Künste, die einer eigenen Betrachtung bedürften, und werde mehr Andeutungen als Ausführungen an einem selbstgesponnenen Faden zusammenreihen.

Der Mensch unterscheidet sich von den Thieren durch die Fähigkeit der Erkenntnis und des sittlichen Willens, die beide eng verbunden sind. Ist der Staat, wie ich mir vorstelle, die Verwirklichung

der sittlichen Idee, so hat er die Pflicht, auch denjenigen Theile des Volkes, welcher auf die Erziehung des zu leiblicher Nahrung und Nothdurft erforderlichen angewiesen ist, die Möglichkeit zu gewähren, daß er mindestens die zur Bildung des sittlichen Willens nothwendige Erkenntnis erlange. Dies ist meines Erachtens die hauptsächlichste und wichtigste Aufgabe des Volksunterrichtes, des Unterrichtes der ländlichen Bevölkerung und der untersten Schichten der städtischen, der vom religiösen untrennbar ist. Gewiß steht Preußen in dieser Beziehung keinem anderen Deutschen Lande nach: finden sich auch Klagen und Mängel, jene besonders über ungenügende Ausstattung der Lehrer und über einzelne Vorschriften, diese vermuthlich am ersten in Landschaften, die auf einer geringen Bildungsstufe übernommen worden; so steht doch das ernste Bestreben, durch den Unterricht auch die geringere Bevölkerung geistig zu erheben, nicht aber zu verdünnen, in unserer Verwaltung fest. Nur ein Staat, der diesen Weg geht, kann Deutschland führen. Möge Preußen ihn nie verlassen! Steigen wir höher hinauf, so treffen wir eine genügende Zahl Real- und höherer Bürgerschulen an, auch höhere Schulen für die sehr wichtige Bildung des weiblichen Geschlechts, ferner Schulen für Ausbildung zu besonderen Lebenszwecken, land- und forstwirtschaftliche nebst einer Gärtneranstalt, Gewerbe- und Handelsschulen, Bau- und Bergwerks- und Navigationschulen, niedere und höhere Militär-Erziehungs- und Bildungsanstalten, auch militärärztliche und pharmaceutische und thierärztliche, Seminarien zur Bildung von Lehrern verschiedener Art, Lehranstalten auch für einen unglücklichen Theil der Jugend, der sonst verwahrlost seinem Mißgeschick überlassen war, für Blinde und Taubstumme, endlich einen trefflichen Organismus von 131 Gymnasien und 28 Provingymnasien, wohl in die Provinzen vertheilt: wir dürfen uns rühmen, daß diese als musterhaft gelten und von den Schulen keines Staates

übertroffen werden, obgleich auch andere Staaten, wie Sachsen und Württemberg von Alters her, oder seit kürzerer Zeit ein wohlgeordnetes Schulwesen haben; namentlich hat Bayern seit dem Könige Maximilian dem Ersten seine Schulen nicht ohne heftige Parteikämpfe gut eingerichtet, und Österreich neuerdings das Bedürfnis einer Umbildung derselben gefühlt ohne mit uns in Vergleich zu kommen. Ich gehe zu den Universitäten über. Diese sind mit den Akademien der Wissenschaften die höchsten wissenschaftlichen Staatsanstalten: den Unterschied beider nach Zweck und Begriff setze ich hier voraus; auch darf ich ohne den akademischen Gesellschaften zu nahe zu treten, denen ich selber vielfach verbunden bin, als einleuchtend annehmen, daß in Deutschland die Universitäten die wirksameren Pflanzschulen der Wissenschaft gewesen sind und noch sind; sie enthalten die bewegenden Kräfte der Entwicklung des wissenschaftlichen Geistes und verbreiten ihn in weiteren Kreisen. Obgleich kein uranfängliches Erzeugnis der Deutschen haben sie von diesen ein eigenthümliches Gepräge erhalten, und sind mit der Deutschen Wissenschaft, ja wie Alexander von Humboldt den Königsbergern schrieb, mit dem Deutschen Volksleben, ganz verwachsen und ein integrirender Theil der Deutschen Bildung geworden. Die Deutschen Universitäten, die ich meine, sind von den Italienischen, den Französischen, den Englischen, auch von den Österreichischen, zumal wie diese noch vor kurzem waren, verschieden. Sind sie auch nicht alle oder nicht ausschließlich protestantisch, so wurzeln sie doch im Geiste des Protestantismus, und je mehr sie davon sich entfernen, desto weniger sind sie Deutsch, bis zu der äußersten Entfremdung von Deutschem Sinn in denen, die ehemals unter der Herrschaft der Jesuiten standen. In der Gestalt, wie sie sind, stellen sie dem Wesentlichen nach eine eigenthümliche Idee dar; aber zu ihrem Wesen gehören nicht der Kastengeist der Lehrer und der Studierenden; nicht

die Auswüchse und Mißbräuche, nicht auffallende oder gar gesetzwidrige Gebräuche, am wenigsten die alte Roheit, die dem Verschwinden nahe ist. Es ist die Freiheit der Lehre und des Lernens, was sie bezeichnet; das ist die akademische Freiheit, der auch eine freiere Bewegung der Studierenden im gewöhnlichen Leben außer dem Lernen entspricht, damit sich, ohne stete strenge Bevormundung, ein männlich freier Charakter bilde. Die Freiheit der Lehre besteht aber darin, daß nicht ihr Inhalt und ihre Form vorgeschrieben sei, was und wie gelehrt werden soll, nicht bestimmte Lehrbücher zu Grunde zu legen sind oder gar die Hefte der Lehrer vorgängiger Genehmigung unterworfen werden, auch darin, daß nicht angestellte nach bewiesener Fähigkeit freiwillig lehren können. Die Freiheit des Lernens besteht darin, daß keine zwingende, sondern nur bevalhende und ermahnende Studienplane, keine Zwangsvorlesungen, keine regelmäßig wiederkehrende Prüfungen, nicht einmal ohne Ausnahme Zeugnisse des Collegienfleißes von Universitäts wegen eingeführt seien: was andere Behörden und Unterstützungen von ihren Universitäten oder Collatoren der Stipendien und Unterstützungen von ihren Universitäten, auch Universitätsbehörden selbst von denen, welchen sie Unterstützungen ertheilen, und die Universitäten unter einander beim Ortswechsel der Studierenden gegenseitig verlangen, ist eine andere Sache, in welcher Zeugnisse von mancherlei Art ihre Rechtfertigung haben. Die Zulassung zu der Gemeinschaft der Lernenden muß allerdings ihre Bedingungen haben, wie die Zulassung zum Lehren, und die Ertheilung der Grade bedarf sorgfälliger Prüfungen, die leider nicht immer stattfinden. Und wer erwiesenermaßen nicht studirt, und der Bescholtene kann nicht Mitglied der Universitätsgemeinschaft sein. Im Übrigen, ich wiederhole es, ist die Freiheit wie des Lehrens so des Lernens die Lebensluft der Deutschen Hochschule: womit es nicht in Widerspruch steht, wenn die Deutschen

Universitäten auch zu amtlichen Berufen bilden: denn sie bilden dazu durch die Wissenschaft, aber ohne den inneren Antrieb wird keiner ein Mann der Wissenschaft; und höchstens könnte man sagen, daß eine Universität unter dem Titel einer Landesuniversität auch die Einschulung von solchen, die nur um des Amtes willen studiren, als Nebenbesorgung vom Staat übertragen werden könne. Dieses Wesen der akademischen Freiheit ist thatsächlich auch durch anerkannt, daß jeder Ausländer auf jeder Deutschen Hochschule nach diesen Grundsätzen behandelt wird. In dieser Freiheit fühlen sich die Deutschen Universitäten zu einem Ganzen zusammen als Eine Universität; und da der leidige Universitätszwang in den meisten Deutschen Ländern entweder ganz aufgehoben oder doch bedeutend ermäßigt ist, sind ihnen auch die Studirenden gemeinsamen Sinn auch früher in dem Kampfe um die Deutsche Freiheit, Lehrer und Schüler, bewährt. So müssen wir denn in der Förderung des Deutschen Sinnes und der Deutschen Wissenschaft diejenigen Fürsten und Staaten eine hervorragende Stelle einräumen, welche diesem Lebeuselement eine vorzügliche Aufmerksamkeit zugewandt haben. Aber kein Fürstenhaus hat früher und später mehr für die Universitäten gethan als das der Hohenzollern. Schon vor der Reformation, gegen Ende des funfzehnten Jahrhunderts, hatte Johann der Markgraf von Brandenburg und Kurfürst, der den Wissenschaften ergeben durch seine Lateinische Wohlredenheit von seinen Zeitgenossen sich den Beinamen „Cicero“ erwarb, und bestrebt war die alte Barbarei aus der Mark zu verdrängen, zu der von ihm beabsichtigten Errichtung einer Universität in Frankfurt a. O. die kaiserlichen und päpstlichen Privilegien erwirkte; seinen Plan, vor dessen Ausführung ihn der Tod erteilte, wurde von seinem Sohn und Nachfolger Joachim dem Ersten ins Werk gesetzt. Auch Joachims Bruder

Albrecht, dessen späteres Wirken wir freilich nicht loben können, war von der Einweihung dieser Anstalt, wobei er gegenwärtig gewesen, so ergriffen worden, daß er als Erzbischof von Magdeburg und Mainz und Kurfürst eine Universität zu Halle zu stiften beabsichtigte, ohne jedoch den Plan auszuführen. Aber noch vor der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts gründete Albrecht, der erste Herzog in Preußen, aus inniger Liebe zum Wissen und zur Gelehrsamkeit die Königsberger Universität, ihm selbst zu wenigem Genuß, den ihm die Streitigkeiten der Theologen vergällten, der späten Nachwelt zu desto größerem Gewinn, den ich nicht auszuführen brauche. Friedrich Wilhelm der große Kurfürst hatte den kühnen, sein Zeitalter, ja wohl auch das unsrige, überragenden Gedanken ergriffen, in einer eigenen freien Gelehrtenstadt eine Universität aller Völker, Wissenschaften und Künste mit den freisinnigsten Einrichtungen zu gründen, eine Freistätte allen verfolgten oder verbannten ehrenhaften Gelehrten, weis Volkes und Glaubens sie seien, eine Wonne für die gebildete Menschheit, einen Sitz der Musen, eine Königsburg der Weltherrschlerin Sophia; blieb dies trotz der bereits erfolgten Ausfertigung der Urkunde unausgeführt, so hat er doch inmitten des Kriegsetümmels die hohe Schule zu Duisburg errichtet. Kurfürst Friedrich der Dritte, der sich bald hernach die Königskrone auf Haupt setzte, stiftete die Universität Halle, der Markgraf Friedrich von Brandenburg-Baireuth die Universität Erlangen, die der Markgraf Alexander neu einrichtete und die Königliche Regierung später hob. Aber das Größte blieb dem hochseligen König Friedrich Wilhelm dem Dritten vorbehalten. Er hat in den schlimmsten Zeitläufen in seiner Hauptstadt, seinem bescheidenen Palast gegenüber, unsere Hochschule eingesetzt, eine geistige Rüstkammer zur Seite der kriegerischen, mit der bewußten Absicht auf und für den Deutschen Geist und Deutschlands Erhebung zu wirken, nicht ohne einen leisen

Anklang auch an des großen Kurfürsten weitaussehenden Gedanken, er hat die Bonner hohe Schule gegründet, die Frankfurter und die Breslauer, die Hall'sche und die Wittenberger durch Vereinigung erneuert, die Greifswalder aus der Nichtigkeit zum Licht erhoben. Aber er hat auch Universitäten vernichtet. Nein, er hat nur nicht als Mumie erhalten wollen, was nicht mehr lebensfähig war. Die Frankfurter und Wittenberger wurden nicht vernichtet; die Duisburger wurde zweckmäßiger in ein Gymnasium verwandelt; die Erfurter, von welcher diese zwei Zepter als ehrwürdige Reliquien auf uns übertragen worden, zu erhalten wäre in mehr als einer Beziehung thöricht gewesen; die Münstersche war aufgehoben, wurde aber in angemessener Beschränkung, eher verbessert als herabgedrückt, wieder erneuert. Hat nun allerdings auch die Ausdehnung und Zusammensetzung des Reiches Anlaß zu der Vielheit dieser Stiftungen gegeben, so mindert dies das Verdienst unserer Fürsten nicht, in den edlen Deutschen Sinn, in welchem sie es sich erwarben. Doch soll hiermit keines anderen acht Deutschen Staates Ruhm verkleinert werden; alle erkennen die Universitäten als ein edles Gut des Gesamt Vaterlandes an, und alle Deutschen Hochschulen sind ebenbürtig. Nenne ich einige Regierungen, die in neueren Zeiten durch Gründung oder Erneuerung von Universitäten stark eingreifend gewirkt haben; so will ich anderer Verdienste nicht schmälern. Hannover hat durch die Stiftung der Universität Göttingen die Deutsche Wissenschaft zumal in bestimmten Richtungen mächtig gefördert, zuerst unter der weisen Fürsorge jenes Mannes, dessen Name in der Geschichte der Deutschen Universitäten nie erlöschen wird, und sie ist auch später stets hoch begünstigt und trefflich verwaltet worden. Bayerns Regierung ist seit Maximilian dem ersten König die Nebenbuhlerin Preussens auch in dieser Beziehung geworden. Baden hat durch die Wiederherstellung der Universität Heidelberg neben der

den Umständen nach gleichfalls gehobenen Freiburger die Liebe seines Fürstenhauses zu den Wissenschaften glänzend bekundet. Und da alle Deutschen Regierungen wetteifern in dem Bestreben die Universitäten zu verbessern und den Fortschritten der Wissenschaften angemessen zu erweitern, dürfen wir nicht auf unseren Lorbeern ruhen. Noch ist manches anderwärts besser als selbst bei uns hier, und es bedarf außerordentlicher Geldmittel, deren Bewilligung den Volksvertretern zur Ehre gereichen wird. Doch kann nicht alles von den Fürsten und Staaten verlangt werden: sie können Geld und Sachen beschaffen, aber die Männer, welche die Lücken füllen, die der Tod mehr und mehr in unsere Reihen bricht, sind nicht immer, und nicht gerade wie die früheren Helden des Wissens weit hervorragende zu erlangen, zumal in dieser Zeit, da die Bildung sich mehr in der geebneten Breite verallgemeinert als in die Höhe gipfelt.

Friedrich der Große ist noch nicht genannt worden. Ihn finden wir mehr dem optimalischen Element der Akademien der Wissenschaften zugewandt als dem populären der Universitäten, die dem Deutschen Volksgeiste näher stehen. Nicht als ob nicht auch in Deutschland früh sich gelehrte Gesellschaften gebildet hätten: was die Deutschen als sie in Italien studierten dort gesehen hatten, die Platonischen Gärten, wollten sie auch an den Ufern des Rheins und der Donau erblühen sehen; es entstanden im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert gelehrte Bruderschaften, unter denen die Rheinische einen großen Ruf genoss. Nach dem Westphälischen Frieden erhob sich die kurz vor Ausbruch jenes verhängnisvollen Krieges zu Weimar gestiftete fruchtbringende Gesellschaft oder der gekrönte Palmenorden, und mit diesem in Wetteifer der Schwanenorden an der Elbe, unfruchtbare und spielerisch gezielte Vereine; zwei Deutsche Gesellschaften zu Hamburg und Leipzig; auch die allmählich zu der Kaiserlich Leopoldinisch-Carolinischen Akademie der Naturforscher

erwachsene Gesellschaft. Als bedeutende Staatsanstalt erscheint, jedoch in Deutschland zuerst die Preussische Gesellschaft der Wissenschaften, die Schöpfung Friedrichs des Ersten unter dem Einfluß der hochgebildeten Sophie Charlotte und Leibnizens, des ganz akademischen großen Mannes. Diese Gesellschaft stellte Friedrich der Große als Akademie wieder her, und zwar als eine fremde, eine welchen die Pariser Akademien in Frankreich erlangten, weil die Deutsche Wissenschaft sich nicht durch gelehrte Gesellschaften regieren läßt, so konnte sie als Französische noch weniger auf den Deutschen Volksgeist wirken; sie hat aber großen Gelehrten, namentlich den ausgezeichnetesten Mathematikern, die Mülse zur Förderung der Wissenschaften gewährt, und ist das Muster für die Errichtung anderer Akademien und Gesellschaften der Wissenschaften in Deutschland geworden. Die jüngste ist die Wiener, die mit kaiserlicher Freigebigkeit ausgestattet, durch Herausgabe mannigfacher Druckschriften eine jugendlich frische Wirksamkeit übt und auch dem eigenen Lande durch Bekanntmachung vieler Geschichtsquellen förderlich zu sein im Stande ist. Die Preussische Akademie der Wissenschaften kennen die meisten von uns nur noch als eine Deutsche; in den verhängnisvollsten Zeiten des Staates umgestaltet, hat sie eine Verringerung ihrer Mittel erlitten, die Friedrich der Große ihr genügend ausgeworfen hatte; dagegen ist ihre Thätigkeit und Wirksamkeit auch nach außen gewachsen. In ersterer Beziehung scheint sie der Wiener nachzustehen und kann mit dem Französischen Institut gar nicht in Vergleich kommen. Ich sage nur dieses: auch die reine Wissenschaft ist der Pflege des Staates würdig. Das erkannte Friedrich der Große; aber er erkannte noch größeres: trotz seiner Hinnegung zu Französischer Bildung und Litteratur hat er für Deutschland und für die ganze gebildete Welt das höchste Verdienst, daß er den

großen Wahlspruch der geistigen Freiheit mit weit strahlender Schrift auf sein Panier schrieb. Nur ein Staat, der diesem Grundsatz huldigt, hat den Beruf in Deutschland voranzugehen. Des Einzigen Friedrich großer Gedanke kann in diesem Staate nie erlöschen, kann kaum vorübergehend wie die Sonne durch ein leichtes Gewölk getrübt werden. Seine erste Folge ist die religiöse Duldung, die schon der große Kurfürst mächtig förderte: das entgegengesetzte und verderblichste Auserste ist es, wenn der Staat sich unter die Herrschaft des Priestertums beugt. Diese fern zu halten muß der Staat und Fürst die Kraft besitzen, der Deutschlands Einigkeit und Freiheit begründen soll, nicht aber selber ein Knecht irgend eines, gleichviel in welcher Form und Farbe gekleideten oder verkappten Jesuitismus sein. Dann kann er sogar diesen ertragen, wie ihn der große Friedrich ertrug; er wußte wohl, daß der von der Kirche selbst damals geachtete Orden ihm nicht mehr gefährlich werden konnte, und er benutzte ihn, wie er selber sagt, weil er nur in ihm Personen fand, die fähig wären Unterricht zu ertheilen, unter allen übrigen Mönchen Schlesiens dagegen nur krasse Unwissenheit.

Mit diesen wenigen Strichen wollte ich die Stellung Preussens in und zu der Deutschen Wissenschaft andeuten. Habe ich dabei zugleich der religiösen Verhältnisse gedacht, so wird dies niemand von Ihnen, hochansehnliche Versammelte, befremdend finden: denn die Furcht Gottes ist der Weisheit Anfang, das neue Erblihen der Wissenschaft hat mit der Kirchenverbesserung in Wechselwirkung gestanden, und die Theologie selber bildet einen bedeutenden Theil des Deutschen Wissens, der freilich nicht immer der erfreulichste gewesen. Glaube ich auch diese Seite anrühren zu müssen, so mochte ich dabei doch nicht länger verweilen, da die Empfindlichkeit der religiösen Parteien so groß ist, daß auch das unschuldigste Wort sie verletzt oder mißverstanden und übel ausgelegt wird. Ich eile

zum Schluß. Aller Staaten Kraft und Macht beruht auf dem Wohlstand, auf der Wehrhaftigkeit, auf dem Geist und der Erkenntnis und Sittlichkeit. Die Wehrhaftigkeit kommt unter eng verbundenen Stammverwandten nur so weit in Betracht, als sie Schutz nach außen geben soll; innerhalb des Vereins der Stammgenossen muß wenn möglich der denkwürdige Anspruch gelten, den der erhabene Prinz Regent am 8. November des vorigen Jahres seinem Ministerium gegenüber gethan hat: „In Deutschland muß Preußen moralische Eroberungen machen durch eine weise Gesetzgebung bei sich, durch Hebung aller sittlichen Elemente und durch Ergreifung von Einigungselementen wie der Zollverband es ist, der indels einer Reform wird unterworfen werden müssen.“ Solche Eroberungen strebte Preußen zur Zeit seiner tiefsten Erniedrigung mit sicherer Berechnung großer Staatsmänner an, und hat sie damals gemacht. Zu dem Rüstzeug, welches damals zu diesem Zweck in Bewegung gesetzt wurde, gehörte auch die Wissenschaft. In diesem Sinne ist diese Universität gestiftet worden; „es sollte“, wie ich vor Jahren an dieser Stelle sagte und actenmäßig belegte, „eine geistige Eroberung gemacht werden.“ Die fernere allseitige Pflege unserer Hochschule mit demselben Wohlwollen, wie wir es von dem innig geliebten König erfahren haben, mögen wir von der Huld des würdigsten Thronfolgers erwarten und von der Verwaltung eines der Wissenschaft kundigen Ministers, der selber Mitglied unserer Körperschaft und der achtzehnte erwählte Rector unserer Universität gewesen ist. So mögen wir dem zweiten halben Jahrhundert ihres Bestehens getrost entgegengehen. Wolle endlich die göttliche Gnade dem König unserem Herrn, ich wiederhole dies inbrünstige Flehn, Milderung des Übels angedeihen lassen dem getreuen Volke zur Beruhigung, welches seiner Liebe und Güte stets eingedenk ist, den hochsinnigen Prinzen Regenten aber kräftigen in den schweren Sorgen, welche ihm auf-

erlegt sind, und seine königlichen Gedanken und Entschlüsse segnen dem Lande zu Heil und Frommen, zur Einigung aller Staatsgenossen in Anhänglichkeit an das Herrscherhaus und innerem Frieden unter sich, und zur Aufrechthaltung der Würde und Machtstellung der Dynastie und des Staates, die ein unauflösliches Band fest umschlingt.

✓
Ausprache des Rektors
August Böeckh

52

SCHILLER-FEIER

DER

KÖNIGL. FRIEDRICH-WILHELMS-UNIVERSITÄT
ZU BERLIN

GEHALTEN IN DER AULA

AM 11. NOVEMBER 1859.

DIE COMPOSITION DER FESTGESÄNGE IM KLAVIERAUSZUG WIRD BESONDERS AUSGEREICHEN.

BERLIN

GEDRUCKT IN DER DRUCKEREI DER KÖNIGL. AKADEMIE
DER WISSENSCHAFTEN
1859.

Ansprache

des Rectors der Universität, Geh. Reg. Rathes Prof. Dr. Boeckh.

Der beispiellose Anklang, hochgeehrte Versammelte, die erhebende Begeisterung, mit welcher in allen Deutschen Gauen der Gedanke aufgenommen worden, wie eine allgemeine Volksangelegenheit und ein Volksfest nach einem Jahrhundert die Geburtsfeier eines Mannes zu begehen, der auf keinem anderen Throne saß als auf dem Parnassischen der Muse, hat einen tiefen und unmittelbaren, von jeder Nebenabsicht unabhängigen Grund, den Grund das der Gefeierte mehr als irgend ein Dichter in die Herzen des Deutschen Volkes eingedrungen ist. Unzählige Stimmen haben dies in diesen Tagen verkündet und erwiesen, und werden es noch thun. Mein Beruf und meine Absicht ist es nicht, den Gefeierten sei es als Menschen oder als Dichter oder als Philosophen oder Geschichtschreiber in längerer Rede darzustellen und zu würdigen: ich habe als Rector der Universität, wie ich hier erscheine, den beschränkteren Auftrag, die Huldigung, die ihm heute an dieser Stelle dargebracht wird, mit wenigen Worten einzuleiten und auf ihre Besonderheit hinzuweisen. Gestatten Sie mir daher einige durch diesen Zweck selbst gebotene Betrachtungen, die nicht den Reiz der Neuheit haben; sie sind ein Gemeingut aller, die in diesen Tagen als Sprecher auftreten.

Unter den verschiedenartigen Richtungen, welche Schiller in einem Leben von weniger als einem halben Jahrhundert genommen, hat er die höchste Wirksamkeit und den höchsten Ruhm als Dichter erreicht; er bildet mit seinem ihm innig befreundeten nächsten Kunstgenossen, der über zehn Jahre vor ihm geboren in glücklichem Alter ihn sieben und zwanzig Jahre überlebte, die höchste Blüthe und den Glanzpunkt der Deutschen Litteratur, ist mit diesem zusammen ihr weit strahlendes diökurisches Doppelgestirn, ein Schmuck des Deutschen Volkes, anerkannt von allen gebildeten Völkern. Der wahre und große Dichter, unter welchem Volke er auch geboren sein und zunächst gewirkt haben mag, ist ein Wohlthäter des menschlichen Ge-

schlechts. Die Poesie erhebt den Geist, erwärmt und erheitert das Leben. Wer nicht, wie Shakspeare von der Musik sagt, Poesie in sich selbst hat, wenn er sie auch nicht ausübt, das Gemüth welches von ihr nicht berührt wird, die Brust in der sie nicht wiederklingt, in der nicht irgend ein poetischer Blutstropfen rinnt, ist verödet. Die Dichtung eröffnet die Tiefen des Herzens, sie erschließt dem geistigen Auge das ganze Gewebe der menschlichen Leidenschaften; ja in ihrer höchsten Kunstform, der tragischen, in welcher unser Dichter die schönsten Preise errungen hat, legt sie an einzelnen Gestalten und Begebenheiten den dunklen Gang der Weltgeschichte, und eine Fülle der Erkenntniß göttlicher Weltordnung dar, und löst die großen und schmerzlichen Dissonanzen des Lebens versöhnend auf in höherer Harmonie. Ihr Spiel ist der tiefste Ernst, ihre Täuschung die vollste Wahrheit. Sie reinigt die Leidenschaften durch die Leidenschaften. Auch die höhere Wissenschaft wird von der Poesie befruchtet. Jene hat in dieser ihre Wurzel gehabt. Das ursprünglichste Erzeugniß des dichterischen Geistes ist der Mythos, aus welchem als dem Keime alle Wissenschaft entsprossen ist: darum liebt, wie Aristoteles sagt, der Philosoph den Mythos; und obgleich nach Platonischer Ansicht Poesie und Philosophie sich widerstreben, wird diese durch jene genährt; diese erkaltet, vertrocknet, magert ab, wenn sie des poetischen Sinnes ganz entblößt ist, in welchem zuletzt doch alle schöpferische Kraft liegt. Gerade in Schillers Blüthezeit hat man daher nicht ganz mit Unrecht die Einheit der Poesie und Philosophie als die höchste Stufe der Erkenntniß angesehen, ungeachtet aus dieser Ansicht die höchste entsteht, daß die Wissenschaft, was sich damals auch begab, sich ins Phantastische und Nebelhafte verliere, oder die Poesie, statt unmittelbar zu schalten, zu einer reflectirten werde. Schiller selbst ist zugleich Dichter und Philosoph gewesen; doch weit entfernt, daß er in jene Gefahr verfallen wäre, verklären sich in ihm beide Geistesrichtungen wechselseitig: durch sein Philosophiren, welches vorzüglich auf das Ästhetische gerichtet war, brachte er das Wesen und dem Gefühl der Kunst zum Bewußtsein, und vermählte der Phantasie und dem Gefühl die Tiefe und Klarheit des Gedankens; und wiederum befähigte ihn die Ausübung der Poesie sicherer über die Kunst zu philosophiren, und bewahrte ihn dagegen, daß ihm die Theorie der Kunst zu einem Gespinste inhaltsloser und todter Abstractionen würde. Die Durchdringung beider Geistesthätigkeiten ist eben auch nicht so neu. Auch

die größten tragischen Dichter des Alterthums sind von philosophischem Geist erfüllt, und haben selbst der Reflexion, die man an Schiller oft tadeln hört, großen Spielraum gegeben, Euripides augenscheinlich, aber auch Sophokles und sogar Aeschylus mehr als man gewöhnlich glaubt: und umgekehrt ist der erhabenste Philosoph des Alterthums Platon trotz seiner theoretischen Abneigung gegen die Poesie ein Dichter-Philosoph. Wenn nun, wovon ich ausging, die Poesie wie die Wissenschaft eine Wohlthat für das ganze menschliche Geschlecht und somit weltbürgerlicher Natur ist, so ist sie darum nicht dem Vaterländischen und Volkstümlichen entfremdet. Auch der größte Philosoph und Künstler oder Dichter kann sich dem Einfluß des Volksgeistes nicht entziehen; ja gerade diejenige Poesie pflegt man seit langer Zeit als die lebendigste anzusehen, die aus dem Volke selbst hervorgegangen ist, und die man daher Volkspoesie genannt hat. In ihrer unvollkommenen Gestalt lege ich dieser, ich gestehe es offen, nicht den hohen Werth bei, den ihr viele zuschreiben; aber ist in der Dichtung das Volksmäßige mit dem Künstlerischen gepaart, so ist sie die edelste und kräftigste Erscheinung: sie ist mit der Philosophie zusammen der Volksgeist selbst, von den Gebildeten und Erleuchteten ins Bewußtsein gefaßt, soweit der Poesie Bewußtsein zukommt, was der Schillerschen wie der Sophokleischen gewiß zukommt, und zwar der geläuterte, von allen Schlacken gereinigte Volksgeist. In diesem Sinne pflegt man die älteste gebildete Poesie, die Homerische, als ein Erzeugniß des gesammten Hellenischen Volkes zu bezeichnen und ihr auch darum einen vorzüglichen Werth beizulegen. Es ist ein Glück für ein Volk, wenn es einen Dichter hat, der den Volksgeist und das Schönste und Tiefste desselben in seinen Werken darstellt, und ein Glück für den Dichter, wenn das Volk in ihm den eigenen Geist und Sinn veredelt und erklärt wiederfindet, wie die Hellenen im Homer. Ein solcher Dichter wird sich der größten Anerkennung und der größten Einwirkung erfreuen. Wie schwer es nun allerdings ist, den Geist eines Volkes, zumal eines so zerrissenen und zersplitterten wie die Deutschen, bis zur Klarheit des Begriffes zu fassen und in wenigen Worten zu bestimmen, so scheint es doch zugestanden, daß dem Deutschen Geiste vorzüglich die Innerlichkeit und der Idealismus zugeschrieben werden müssen; und gerade durch beides ist der Gefeierte vorzüglich ausgezeichnet. Es ist nicht sowohl die vollendetste Objectivität und antike Gestaltenbildung, sondern die edelste Subjectivität,

das Herz, das Gemüth, die Empfindung, die uns aus seinen Dichtungen anspricht; bei allem ist sein ganzes volles Herz. In dieser Stimmung kommt er dem Deutschen Volksgeiste entgegen; durch sie hat er sich auch die besondere Neigung des zarten Geschlechtes erworben: denn das innere Gefühlsleben ist der schönste Schmuck edler Deutscher Frauen, ihre acht Germanische Mitgift der Natur, gegenüber dem fremden Tand, und das Deutsche Weib, welches von Urzeiten her in dem Germanischen Leben eine würdigere Stellung eingenommen hat, darf bei der Auffassung unseres Volksgeistes nicht vergessen werden. Ferner, daß die Richtung unseres Dichters durchaus die ideale ist, wenn sollte man das, was von aller Mund ertönt, erst beweisen wollen? Er athmete im Ätherduft des Übersinnlichen und leitete uns zu diesem hinüber; der letzte Zweck der Kunst ist ihm, wie er selber sagt, die Darstellung des Übersinnlichen. In seiner reinen Seele spiegelte sich nur das Edelste der wirklichen Welt ab; das Sinnliche, Unwürdige, Gemeine hat er gehaßt und von sich abgewiesen. Er ist der schaffende Genius der untheilbaren Dreieinigkeit des Wahren, Guten und Schönen. Seine Muse ist jungfräulich keusch; sie hat durch ihre hohe sittliche Reinheit, der Sophokleischen ähnlich, die Weihe des Heiligen empfangen, was auch der Zelos dagegen sagen mag, und ist hierdurch erhaben und erhebend. Die Schaubühne war ihm eine stiltliche Anstalt. Aber sein Idealismus ist nicht ein träumender; derselbe scheidet ihn nicht von dem wirklichen Leben; vielmehr rankt sich in seiner Dichtung, um einen eigenen Ausdruck von ihm anzuwenden, das Edle und Treffliche mit seinen Thaten an das Leben an, und er verkündet das Wirkliche zum Idealen.

Hier bin ich näher bei dem Punkte angelangt, hochgeehrte Versammlung, auf dessen Betrachtung ich für diese Feier an dieser Stelle vorzugsweise hinführen wollte. Dem Jüngling ziemt die Richtung auf das Ideal: ist die Jugend nicht dem Ideal zugewandt, ja schwärmt sie nicht sogar für das selbe; so geht das Leben nur zu leicht in der Materie unter, das Geschlecht läuft Gefahr in eine stiltliche Erniedrigung zu versinken, wenn die Jugend es ist, auf welcher die Hoffnung für die Zukunft beruht, so geht dann auch diese Hoffnung zu Grunde, weil der Fortschritt der Gesittung nur durch das Streben nach dem Ideal gedeihen kann, wenn letzteres auch nur das Endziel und das Schlußglied, ja sogar ein jenseits liegendes Schlußglied einer unendlichen Reihe ist, welchem die Menschheit sich nähern soll, ohne

es vollkommen zu erreichen. Schiller ist der Dichter des Ideals, und hat er bei seinem Auftreten allerdings auch die älteren Zeitgenossen mächtig ange-regt, so hat er doch ganz besonders die Jugend seiner Zeit und namentlich die Jugend der Universitäten begeistert, anfänglich durch die Kraft und Kühnheit seiner ersten Erzeugnisse, die noch des Mafses und der ächten Kunstform entbehrten, dann durch die Tiefe des Gefühls und die Idealität, für welche die Jugend eben vorzüglich empfänglich sein soll und ihr edlerer Theil auch in der Regel empfänglich ist. Möge es dem Greis erlaubt sein hier eine Jugenderinnerung einzuflechten, und möge ihre Einflechtung nicht für zu kleinlich gelten. Ich gehörte zu der akademischen Jugend der höchsten Blüthezeit Schillers, wenige Jahre vor seinem leider zu früh erfolgten Hinscheiden. Als ich, vom Jahre 1803 an, in Halle studirte, pflegte die von Göthe und Schiller vortrefflich für den höhern Stil ausgebildete Weimarsche Schauspielergesellschaft zur Sommerzeit in dem benachbarten kleinen Badeort Lauchstädt Vorstellungen zu geben, für welche besonders auf die Studirenden der Universität Halle gerechnet werden mußte. Göthe's und Schillers Stücke zogen diese mächtig an, aber ich glaube nicht zu irren, mehr die letzteren. Kam ein solches zur Aufführung, so wurden in Halle die Nachmittagsvorlesungen auf Begehren ausgesetzt, und die Studirenden wallfährten zu Wagen, zu Rosse und zu Füsse nach Lauchstädt; sie bildeten die weit überwiegende Masse der Zuschauer, und ihnen zu Liebe wurde so früh gespielt, daß oft vor Sonnenuntergang der Rückmarsch angetreten werden konnte. Es war eine Zeit der schönsten Begeisterung der akademischen Jugend für diese ideale Poesie. Zwischen jener Zeit und der jetzigen liegt mehr als ein halbes Jahrhundert: große Welterschütterungen haben sich unterdessen ereignet, die ganze Welt hat sich umgestaltet, und große Fortschritte sind gemacht worden; die Empirie ist unermesslich angewachsen und hat Wunder gewirkt. Ob das rein geistige bedeutend vorwärts gegangen, soll hier nicht untersucht werden; doch ist gewiss, daß die politischen Verhältnisse im Deutschen Vaterlande eine Bewegung vorwärts gemacht haben, und dies liegt auch der geistigen Entwicklung nahe. Hört man nun häufige Klagen über das Vorwiegen der alles verschlingenden sogenannten materiellen Interessen, die doch allerdings nicht zu verachten sind, weil der äußere Wohlstand die nothwendige Grundlage aller höheren Bildung ist und die Bequemlichkeit des Lebens dem Geist in dem Maße freiere Entfaltung

gestattet als der Kampf mit des Leibes Nahrung und Nothdurft sie hehmt; so mag es uns ein trostreiches Zeichen der Zeit sein, wenn wir jetzt in Deutschland den Sinn für das Ideale so erweckt sehen, daß einerseits gerade das auf die sogenannten materiellen Interessen zunächst angewiesene Bürgertum überall und insonderheit in dieser Hauptstadt, wo freilich mehr vielen leicht als irgendwo der erwerbende Stand mit den geistigen Richtungen und ihren Vertretern sich eng zusammenschließt, dem Heros der Idealität huldigt, anderseits die Jugend der Universitäten, die uns zunächst steht, noch von derselben Begeisterung für ihn glüht wie bei seinen Lebzeiten. Es wird auch gestattet sein noch ein anderes zu berühren, was die Jugend mit unserem Dichterhelden verknüpft, und was eben auch eine wesentliche Seite des Ideals ist. Schiller athmete den Geist der Freiheit in einer Zeit, da ihre Morgenröthe im Deutschen Vaterlande noch nicht angebrochen war, und die Liebe zur Freiheit, der ächten, ist mit der Vaterlandsiebe eng verbunden, wo nicht mit ihr einerlei. Gerade in den Jahren, in welchen Sie, geliebte akademische Mitbürger, Ihre Universitätsstudien zu beginnen pflegen, brach in ihm der Freiheitsdrang aus, damals noch stürmisch und ungemäßigt, weil er dadurch getrübt wurde, daß der Jüngling dem willkürlichen und drückendsten Despotismus gegenüberstand; aber in edelster Gestalt hat er später fortwährend das sittliche Princip der geistigen und politischen Freiheit verkündet, und der „Mißbrauch rasender Thoren“ machte ihn nicht irre an dem Grundsatz, daß „der Mensch frei geschaffen und frei sei, und wäre er in Ketten geboren“. Eben dieser begeisterte Freiheitssinn in seiner Reinheit und Idealität, fern von Zügellosigkeit, Umwälzungswuth und vorzeitigem Hervordrängen, hat ihm die akademische Jugend jederzeit befreundet, und mit denselben die verwandte Vaterlandsiebe, die nur den Freien zukommt; sie stehen einer Jugend, die in der freien Wissenschaft lebt, besser an als feiler Knechtsinn, und unsere früheren jugendlichen Mitbürger haben sie in den nächsten Zeiten nach der Gründung dieser Universität mit ihrem Blut besiegelt.

Die Berechtigung der akademischen Jugend zur Theilnahme an einer diesem Dichter geweihten Feier ist demnach eine ganz vorzügliche. Die Theilnahme derselben daran ist bei uns aus ihrem eigenen Antriebe hervorgegangen, und ihre Berechtigung durfte ihr nicht dadurch verkümmert werden, daß bei dieser Feier etwa die Lehrer sich hätten in den Vordergrund

stellen wollen. Die Lehrer und die Lernenden der Universität bilden Eine Körperschaft: Ein Körper ist von Einem Geiste beseelt, und welches Glied des von Einer Seele beherrschten Leibes jedesmal auch das thätige sein mag, es wirkt für den ganzen einigen Leib und die einige Seele, deren Willen es ausführt. In ehrendem Vertrauen auf die ächte Begeisterung und den richtigen Sinn unserer reifen Jugend ist die Veranstaltung und Ausführung dieser Festlichkeit als einer der letzteren gelassen, und nur die Eröffnung oder Einleitung derselben dem zeitigen erwählten Vorsteher der gesamten Körperschaft übertragen worden. Nachdem ich diese Einleitung vollzogen habe, trete ich ab, und übergebe jüngeren Kräften die Ausführung. Mögen diese auf den Schwingen der Begeisterung uns mit sich emportragen zu der außerweltlichen Heimath der ewigen Urbilder, in deren Anschauung der Unsterbliche die Unsterblichkeit sich gewann!

~~~~~